

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 39 (1935-1936)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Maria Chapdelaine : Roman. Teil 13  
**Autor:** Hémon, Louis  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-667695>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 15. Februar 1936

Heft 10

## Drahtklänge.

Ihr dunklen Drähte, hingezogen  
Soweit mein Aug' zur Ferne schweift,  
Wie tönt ihr, wenn der Lüfte Wogen  
In euch so wie in Saiten greift!

O welch ein seltsam leises Klingen,  
Durchzuckt von schrillem Klägelaut,  
Als hallte nach, was euren Schwingen  
Zu raschem Flug ward anvertraut.

Als zitterten in euch die Schmerzen,  
Als zitterte in euch die Lust,  
Die ihr, aus Millionen Herzen  
Verkündend, tragt von Brust zu Brust.

Und so, ihr wundersamen Saiten,  
Wenn euch des Windes Hauch befällt,  
Erklingt ihr in die stillen Weiten  
Als Äolsharfe dieser Welt! Ferdinand von Saar.

## Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

### XIII

Niemand stellte Fragen an Maria, weder an diesem Abend noch an den folgenden Abenden; aber irgendein Glied der Familie mußte Eutrope Gagnon gegenüber von dem Besuch Lorenzo Surprenants und seinen offensuren Absichten gesprochen haben, denn am nächsten Sonntag erschien Eutrope seinerseits nach dem Mittagessen, und Maria hörte eine zweite Liebeserklärung.

François Paradis war mitten im Sommer aus dem geheimnisvollen Lande „da oben an den Flüssen“ heruntergekommen. Die schlichten Worte, die er gesprochen, verwoben sich in der Erinnerung aufs engste mit der strahlenden Sonne, den reifen Blaubeeren und den letzten hinwinkenden Anemonen. Nach ihm hatte Lorenzo Surprenant ihr ein andres lockendes Bild hingehalten: das Bild der schönen fernen Städte und eines an unbekannten Wundern reichen Lebens, das er ihr bieten konnte. Als Eutrope Gagnon sich ihr

nun erklärte, tat er es schüchtern, mit einer Art von Scham und schon im voraus mutlos, als sei er sich wohl bewußt, daß er ihr nichts zu bieten hätte, das sie zu locken vermöchte.

Rühm hatte er Maria gebeten, mit ihm spazieren zu gehen; aber als sie ihre Mäntel angezogen und die Tür geöffnet hatten, sahen sie, daß es schneite. Maria war zögernd, eine Hand auf der Klinke, auf der Treppe stehen geblieben und machte Miene umzukehren. Da hatte er, um sich die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, sofort zu reden angefangen und in aller Hast gesprochen, als fürchte er, nicht alles sagen zu können.

„Ihr wisst wohl, was ich für Euch fühle, Maria. Ich sprach Euch noch nicht davon, einmal, weil mein Land noch nicht so weit war, daß wir zu zweien darauf leben könnten, und dann, weil ich gemerkt hatte, daß ihr François Paradis liebtet. Aber weil er nun tot ist und dieser andere Bursche aus den Vereinigten Staaten

ten hinter Euch her ist — da hab' ich mir gesagt, daß ich jetzt auch den Versuch machen könnte . . ."

Der Schnee fiel jetzt in dichten Flocken; er wirbelte vom grauen Himmel, vollführte einen weißen Tanz vor dem endlosen dunkeln Streifen, den der Saum des Waldes bildete, und vereinigte sich dann mit dem andern Schnee, den schon fünf Wintermonate auf dem Boden aufgehäuft hatten.

„Reich bin ich nicht, gewiß nicht; aber ich besitze zwei Stück Land, die schon ganz und gar bezahlt sind, und Ihr wißt, daß es guter Boden ist. Ich will den ganzen Frühling darauf arbeiten, das große Stück unterhalb des Hügels ganz ausroden, gute Zäune machen, und wenn der Mai da ist, hab' ich ordentlich was fertig zum Besäen. Ich will hundertunddreißig Mezen aussäen, Maria, . . . hundertunddreißig Mezen Weizen, Gerste und Hafer, wobei ich einen Morgen ‚Gemeinge‘ fürs Vieh noch gar nicht mitgerechnet habe. All das Korn, schönes Saatkorn, kaufe ich in Roberval und bezahle es bar auf dem Kontor, sofort . . . ich habe das Geld schon liegen. Ich bezahle es bar und bleibe niemand einen Cent schuldig, und wenn es nur ein Durchschnittsjahr wird, muß es eine schöne Ernte geben. Denkt nur, Maria, hundertunddreißig Mezen gutes Saatkorn in dem guten Boden! Und im Sommer vor der Heuernte und dann zwischen der Heuernte und der Körnernte, da kann ich mich gut daranmachen, ein schönes warmes und festes Häuschen ganz aus Rotfichte zu bauen. Ich hab' das Holz schon fix und fertig gesägt und aufgestapelt hinter meiner Scheune liegen; mein Bruder wird mir helfen, und vielleicht auch Esdras und Da'Bé, wenn sie zurück sind. Im Winter darauf gehe ich mit einem Pferd auf die Holzplätze und komme im Frühling mit zweihundert Piastern in der Tasche zurück. Wenn Ihr bis dahin auf mich gewartet habt, das wär' der Zeitpunkt . . .“

Maria stand noch immer an die Tür gelehnt, eine Hand auf der Klinke, und sah an ihm vorbei. Das war alles, was Eutrope Gagnon ihr zu bieten hatte: ein Jahr warten und dann seine Frau werden und das jetzige Leben fortsetzen, in einem andern Holzhouse und auf einem andern halbgerodeten Land . . . Den Haushalt und alle alltägliche Arbeit besorgen, die Kühe melken, den Stall reinmachen, wenn der Mann fort wäre, vielleicht auch mit auf dem Feld arbeiten, weil sie nur zu zweit sein würden und weil sie kräftig war. Des Abends am Spinnrad sitzen

oder alte Kleider flicken . . . Im Sommer bisweilen eine halbe Stunde zum Ausruhen auf der Türschwelle sitzen, vor sich die paar Felder, die der mächtige Wald einschnürte; oder im Winter mit ihrem Atem ein Stückchen von der zugefrorenen Fensterscheibe aufstauen und dem Schnee zusehen, wie er auf das schon weiße Feld und den Wald niedersank — den Wald . . . Immer wieder der undurchdringliche, feindliche Wald voll finsterer Geheimnisse, der sie wie eine grausame Faust umschloß, die man nach und nach, ganz allmählich, Jahr für Jahr ein wenig lockern müßte, indem man in jedem Frühling und jedem Herbst Jahr für Jahr, ein ganzes langes ödes und schweres Leben hindurch, ein paar Morgen Land hinzugewölle.

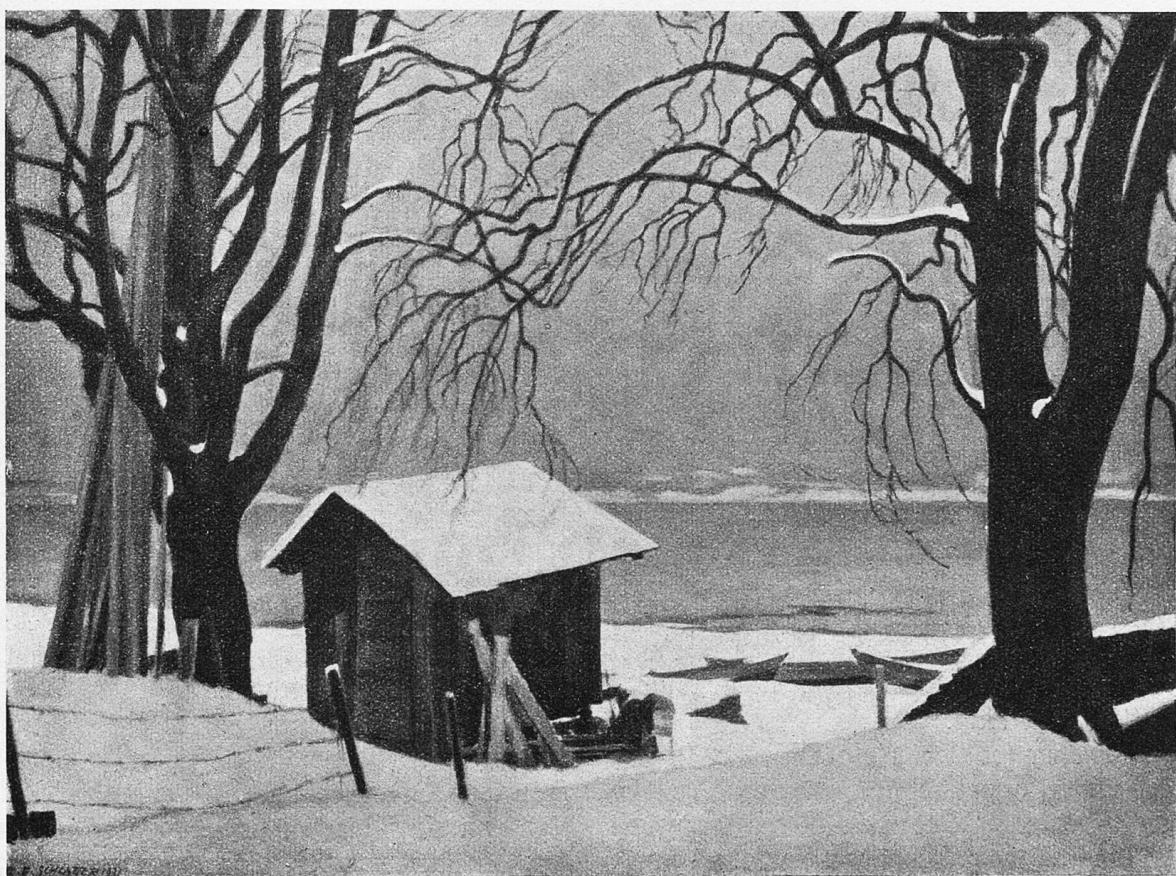
„Nein, so wollte sie nicht leben.“

„Ich weiß wohl, daß man im Anfang tüchtig schaffen müßte“, fuhr Eutrope fort, „aber Ihr seid ja so tüchtig, Maria, und an die Arbeit gewöhnt, und das bin ich auch. Ich habe immer tüchtig gearbeitet; keiner hat je sagen können, daß ich faul wäre, und wenn Ihr mich heiraten wollt, so gäb's für mich nichts Schöneres, als von früh bis spät wie ein Tier zu schuften, um für Euch ein schönes Land zu machen, auf dem wir behaglich leben könnten, ehe wir alt sind. Ich röhre kein Getränk an, Maria, und ich würde Euch sehr lieb haben . . .“

Seine Stimme zitterte, und er streckte die Hand nach der Türklinke aus, vielleicht um ihre Hand zu ergreifen, vielleicht auch, um sie daran zu hindern, die Tür zu öffnen und ins Haus zurückzukehren, ehe sie ihm geantwortet hatte.

„Was ich für Euch fühle . . . das kann ich nicht sagen . . .“

Sie antwortete noch immer nichts. Zum zweitenmal sprach ein junger Mann ihr von Liebe und legte alles, was er zu geben hatte, in ihre Hände, und zum zweitenmal hörte sie zu und blieb stumm in ihrer Verlegenheit, indem sie sich durch unbewegliches Schweigen vor Ungeschicklichkeit rettete. Die jungen Mädchen aus der Stadt hätten sie dumm und einfältig gefunden, aber sie war nur schlicht und aufrichtig und der Natur so nahe, die auch keine Worte kennt. In früheren Zeiten, ehe die Welt so schwierig und verwickelt war wie jetzt, kamen die jungen Männer sicher auch halb ungestüm, halb schüchtern mit ihren Anträgen zu einem Mädchen mit breiten Hüften und kräftiger Brust, und jedesmal, wenn die Natur in ihr noch nicht gebieterisch gesprochen hatte, hörte sie sicher schweigend zu, indem sie weniger



Wintertag am Bodensee.

Nach einem Gemälde von Ernst E. Schäffer, Uttrwil.

auf die Worte der Männer, als auf ihre eigene innere Stimme lauschte, jeden Augenblick bereit, sich durch eine abwehrende Bewegung vor jeder zu hitzigen Werbung zu schühen... Keine klugen anmutigen Reden hatten die drei Bewerber Maria Chapdelaines zu ihr hingezogen, sondern die Schönheit ihres Körpers, und das, was sie von ihrem reinen ehrlichen Herzen ahnend fühlten. Als sie ihr von Liebe sprachen, blieb sie sich selbst gleich, blieb geduldig, ruhig und stumm, solange sie nicht klar sah, was sie sagen müßte; und sie liebten sie dafür nur um so mehr.

„Dieser Bursche aus den Staaten hat Euch sicher viel Schönes vorgeredet, aber Ihr dürft Euch nicht fangen lassen.“

Er erriet ihre leise abwehrende Handbewegung und wurde noch demütiger.

„O, natürlich seid Ihr frei, und es läßt sich nichts gegen ihn sagen. Aber Ihr bliebet besser hier, Maria, unter Euresgleichen.“

Durch den sachte rieselnden Schnee hindurch blickte Maria auf den einzigen Bretterbau vor ihr, der, halb Stall und halb Scheune, vor fünf Jahren von ihrem Vater und ihren Brüdern errichtet worden war, und sie fand den Anblick

zugleich abstoßend und erbärmlich, jetzt wo sie angefangen hatte, sich die wunderbaren Bauten der Stadt vorzustellen. Das Innere mit seinem feuchtwarmen Gestank, der mit Mist und nassen Stroh bedeckte Boden, die Pumpe in der Ecke, die schwer zu handhaben war und so laut quietschte, der ganze elende Bau, durch den ständig der Wind und der Schnee hindurchfegten, war so recht ein Sinnbild dessen, was sie erwartete, wenn sie einen Burschen wie Eutrope Gagnon heiratete, — ein Leben voll gröbster, schwerster Arbeit in einem öden, wilden Lande.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann Euch nichts sagen, weder ja noch nein — jetzt nicht. — Ich habe niemand etwas versprochen. Man muß warten.“

Das war mehr als sie zu Lorenzo gesagt hatte, und doch war Lorenzo voller Zuversicht geschieden, und Eutrope hatte das Gefühl, sein Glück versucht und verloren zu haben. Er ging einsam durch den Schnee heim, während sie ins Haus zurückkehrte.

\*

Der März mit seinen trüben Tagen schleppte sich langsam hin. Ein kalter Wind jagte die

grauen Wolken am Himmel daher oder fegte den Schnee über die Erde; man mußte schon den Kalender, die Gabe eines Kornhändlers aus Roberval, studieren, um sich klarzumachen, daß es auf den Frühling zuging.

Die Tage, die auf die beiden Besuche folgten, waren für Maria ganz ebenso wie frühere; sie brachten die immer gleichen Pflichten, die wie stets erledigt werden mußten. Aber die Abende unterschieden sich von den früheren: da stürmten schwere Gedanken und Fragen auf sie ein und machten ihr zu schaffen. Ganz sicher hatten ihre Eltern erraten, was vor sich gegangen war; aber sie achteten ihr Schweigen und gaben ihr keine Ratschläge, und sie wollte auch keine. Sie war sich wohl bewußt, daß es ihr allein zukam, ihre Wahl zu treffen und über ihr Leben zu entscheiden, und sie fühlte sich ähnlich wie ein Schulkind, das voran an der Wandtafel vor lauter aufmerksamen Augen eine schwierige Aufgabe ohne Hilfe lösen muß.

Es war eben so: wenn ein Mädchen in ein gewisses Alter kam und nett anzusehn, gesund und kräftig war und dazu in aller Hausarbeit und Landarbeit wohl bewandert, so kamen junge Männer und wollten sie heiraten. Und dem einen mußte sie „ja“, dem andern „nein“ antworten.

Hätte François Paradis sich nicht auf Niemandwiedersehen in den großen verlassenen Wäldern verirrt, wie einfach wäre dann alles gewesen! Sie hätte sich nicht erst zu fragen brauchen, was sie tun sollte, nein, geradewegs wäre sie zu ihm gegangen, von einer starken inneren Macht getrieben, und daß sie das Rechte tue, dessen wäre sie so sicher gewesen wie ein Kind, das gehorcht. Aber er war fortgegangen, und würde niemals wiederkommen, wie er's versprochen hatte, weder im Frühling, noch später, und der Herr Pfarrer in Saint-Henri hatte ihr verboten, noch länger um ihn zu trauern.

O, mein Gott, was für eine wundervolle Zeit war es gewesen, als sie noch auf ihn warten konnte! Da war von Woche zu Woche in ihrem Herzen etwas gewachsen, war aufgesprungen wie eine schöne reiche Garbe, deren Ähren sich ausbreiten und zur Erde neigen, und eine große Freude war auf sie zugeschwbt. Nein, es war noch viel stürmischer und stärker, es glich einer großen strahlenden Flamme, die in einem öden Lande in der Abenddämmerung aufleuchtet, einem wundervollen Versprechen, von dem man sich leiten läßt durch trübe Zeiten, wobei man die Tränen zurückdrängt, die schon kommen wollten,

und troßig sagt: „Das wußte ich ja — ich wußte doch, daß es irgendwo in der Welt so etwas geben müßte.“ — Das war vorbei — für immer vorbei. Nun mußte man tun, als hätte man nichts gesehen, und sich mühsam und zögernd in dem öden Lande, in dem es nichts Wunderbares gab, seinen Weg suchen.

Vater Chapdelaine und Tit'Bé saßen am Ofen und rauchten schweigend. Die Mutter strickte Strümpfe. „Hund“ lag auf dem Bauch, den Kopf zwischen den ausgestreckten Pfoten, blinzelte mit den Augen und genoß voll Behagen die schöne Wärme. Télesphore war über seinem Katechismus, der offen auf seinem Schoß lag, eingeschlafen, und die kleine Alma-Rose, die noch wach war, schwankte schon seit ein paar Minuten zwischen dem brennenden Wunsch, die andern auf die unerhörte Faulheit ihres Bruders aufmerksam zu machen, und dem Gefühl der Scham, ihn so zu verraten.

Maria blickte nieder, nahm ihre Arbeit wieder auf und hing noch weiter ihren schlichten und traurigen Gedanken nach.

Wenn ein Mädchen sich nicht oder nicht mehr von der starken geheimnisvollen Macht in ihrem Innern zu einem bestimmten Manne, der anders ist als die andern, hingezogen fühlt, wovon soll es sich dann leiten lassen? Was soll es in der Ehe suchen? Doch gewiß ein schönes glückliches Leben — —.

Ihre Eltern — das wußte sie — hätten lieber gesehen, daß sie Eutrope Gagnon heiratete, einmal, weil sie dann in ihrer Nähe bleiben würde, und dann, weil das Landleben das einzige war, was sie kannten und daher für besser als jedes andere hielten. Eutrope war ein guter, tüchtiger und ruhiger Bursche, und er liebte sie. Aber Lorenzo Surprenant liebte sie auch und war ebenfalls ein ordentlicher, arbeitsamer Mensch. Er war im ganzen durchaus Kanadier geblieben und glich den Leuten, unter denen sie lebte; er ging auch zur Kirche. Und er bot ihr wie ein herrliches Geschenk den blendenden Glanz der Welt und den Zauber der Städte. Er würde sie befreien von aller Mühsal des eisigen Landes und der finsternen Wälder.

Sie konnte sich noch nicht entschließen, sich zu sagen: „Ich will Lorenzo heiraten.“ Aber in Wirklichkeit hatte sie schon gewählt. Der mörderische Nordwest, der François Paradis unter irgend einer düsteren Zypresse im Schnee begraben hatte, hatte Maria mit einem Schlag die ganze Sde und Härte des Landes, in dem sie



A. Gruber: Familienglück.

lebte, offenbart, und ihr einen wahren Haß eingeflößt gegen die Winter im Norden, die Kälte, die weiße Erde, die Einsamkeit und die großen unmenschlichen Wälder, wo alle Bäume wie Friedhofsbäume aussehen. Die Liebe — die wahre Liebe — war in ihr Leben getreten wie

eine große, leuchtende und heiße Flamme, die dann entchwunden war, um niemals wiederzukehren. Nur eine große Sehnsucht war in ihr geblieben, und sie begann, sich ein Leben fern von hier im hellen Glanz der Städte als Ersatz und Trost zu wünschen. (Fortsetzung folgt.)

### Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,  
Die Sonne glüht so helle,  
Und brausend geht es durch die Flut;  
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;  
Doch wie sie auch sich bäumen,  
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,  
In toller Mühe schäumen;

Das Schiff, voll froher Wanderlust,  
Zieht fort unaufzuhalten,  
Und mächtig wird von seiner Brust  
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von gold'ner Strahlenhand  
Aus dem Gesprüh der Wogen,  
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband  
Hellflatternd nachgeslogen.

Soweit nach Land mein Auge schweift,  
Seh' ich die Flut sich dehnen,  
Die uferlose; mich ergreift  
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich solang euch meiden muß,  
Berg, Wiese, Laub und Blüte! —  
Da lächelt seinen Morgengruß  
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,  
Im kalten Wogenlärm,  
Wie wohl tut Menschenangesicht  
Mit seiner stillen Wärme! Nikolaus Lenau.